

Leseprobe

aus Peter Kunkel Muzungu – Facetten zentralafrikanischer Jahre

Alle Jahre wieder

(Unabhängigkeitstag)

Wo sehr verschiedenartige Gruppen zusammenleben, muß und darf es Dinge geben, für die sie sich voneinander absetzen und unter sich bleiben können. Dazu gehört, finde ich, auch das Tanzen, bei dem man Entspannung unter seinesgleichen sucht.

Heute abend nun freilich nicht: gemütlich ist der Raum mit seiner Balkendecke und dem großen Kaminfeuer, in dem ein paar Stubben anhaltende Wärme für den Abend versprechen. Ursula hat Blumenarrangements im Stil der alten Niederländer über Nischen und Fensterbretter verteilt, sehr unafrikanisch, aber festlich, und nun können die Gäste kommen.

Ankunft und Auftritt der schwarzen Damen gestaltet sich imposant genug. Stattlich sind sie ohnehin schon; aber ihre Gestalten wirken noch gewaltiger in den üppigen *Wax*, die sie zu dieser Gelegenheit angelegt haben, möglichst kostbare Stoffe, reich gemustert, nicht selten gold- und silberdurchwirkt. Nicht genug mit den Roben, tragen sie riesige, bis zu einem halben Meter hohe, kunstvolle Aufbauten aus dem gleichen Stoff auf dem Kopf. Die Männer nehmen sich neben ihnen in ihren mehr oder weniger korrekten Anzügen wie Accessoires aus. Die plumpen Figuren und Gewänder der Mammies steigern zwar Eleganz und Schmissigkeit der weißen Damenwelt – nur eine Afrikanerin hat sich ihrer Mode angeschlossen, Tutsi, Lehrerin und in Brüssel ausgebildet. Aber gegen die barbarische Pracht der *Wax* wirkt auch der auffälligste Stoff aus Paris und Brüssel zurückhaltend. Zudem wird man den Eindruck nicht los, es sei an ihm oben und unten – es war die Zeit des Minirocks – doch gar sehr gespart worden. Natürlich ist unsereiner anfällig gegen die Reize enthüllter Busen und Beine, hier in der schwarzen Umgebung mehr als sonst, wenn sie weiß sind. Aber sie heben die Feststimmung nicht unbedingt in einem Land, wo man solches (in schwarz) alle Tage am Bachrand zu sehen bekommt.

Einige ältere Herren der schwarzen Garde steuern samt ihren Damen mit unfehlbarer Sicherheit sofort auf die besten Plätze zu, nämlich die am Kaminfeuer. Man mag sich einen solchen Platz schon gesichert haben, es nützt nicht viel. Steht man nur einmal auf, um zu tanzen, findet man ihn bei Rückkehr besetzt, ohne Hoffnung, ihn durch einen ähnlichen Handstreich zurückerobern zu können. Hier sind die Herrschaften vor Anker gegangen. Hier trinken sie ein Bier nach dem andern. Hier werden sie bleiben, bis der Morgen heraufdämmert. Ihre Augen verglasen nach und nach. Sind sie anfangs schon nicht sehr gesprächig gewesen, so beschränken sich ihre Lebensäußerungen mehr und mehr auf Glasheben, Trinken und Absetzen. Man wird den Eindruck nicht los, sie werden wie ein

Museumspräparat von innen heraus allmählich mit Alkohol durchtränkt und fixiert. Das kommt der Wahrheit ja wohl auch ziemlich nahe.

Und meistens lösen sie rassistische Ressentiments aus. Wie oft habe ich nicht auf solchen Festen tanzfaule weiße Herren getroffen, die zutiefst empört waren, daß man ihnen ‚alle‘ Sitze, die ihnen vom Himmel vorbestimmt zu sein schienen, weggenommen hatte, nämlich die um den Kamin! Sie pflegen zunächst eine Weile in der Nähe der Platzdiebe herumzustehen, offenbar um sie nervös zu machen und wenigstens einige Sessel am Feuer räumen zu lassen, dessen Gemütlichkeit, davon sind die Herren überzeugt, Afrikaner ja doch nicht richtig zu schätzen wissen. Im Alltag bewährt sich dieses Verfahren, beim Anstehen etwa, weil jeder Weiße schon deshalb vorgelassen wird, weil alle sehen wollen, wie komisch er sich beim Einkauf benimmt. Hier aber prallt die Botschaft teils an Entschlossenheit, teils an stumpfen Sinnen ab, und es bleibt den weißen Kaminfreunden nur übrig, eine weniger attraktive Nische zu blockieren und dort ihre Ansichten über das täglich schwieriger werdende Leben im Kongo beziehungsweise Zaire auszutauschen.

Den tanzfreudigen Elementen stellen sich andere Hindernisse in den Weg. Mit der Musik, zu der die Europäer gerne tanzen, von unseren Großvätern fälschlich als Negermusik bezeichnet, kann kein Afrikaner etwas anfangen. Auf die kongolesische Musik aber, kostbares Exportgut und heiß begehrt von den Schwesternationen auf dem schwarzen Kontinent, bringt kein Europäer einen vernünftigen Tanzschritt zustande. Eine Partei ist also immer unzufrieden. Entweder geben die einen wehmütig ihrer Meinung Ausdruck, daß es jetzt unten im Club sicher viel amüsanter zugehe, und schimpfen auf diese Musik *bule*, was auf Deutsch ‚umsonst‘ bedeutet und in afrikanischem Mund eine endgültige Disqualifizierung darstellt, oder die anderen drehen verzweifelt die Augen zur Balkendecke ob dieser endlos wiederholten, trostlos einförmigen, faden Klänge aus Kinshasa. Zehn Jahre später hörte ich voll Nostalgie diese Musik jeden Samstagabend im Radio Brüssel (frankophon). Aber solange ich in Afrika war, habe auch ich ihr nichts abgewinnen können, im Gegenteil, wenn ich, auf dem Flugplatz zum Beispiel, eine halbe Stunde damit berieselt worden war, war mir gewiß, daß dieses Leben zu schal sei, um gelebt zu werden, und daß sich nie mehr etwas Wesentliches ereignen würde.

Der kluge Festmeister tut das nächstliegende: er wechselt Tanz um Tanz zwischen Kinshasa- und euro-amerikanischen Klängen ab. Das hat einen Wetterhäuscheneffekt: eben noch sind die weißen mit ausfahrenden, zackigen Bewegungen über das Parkett gewirbelt; jetzt ziehen sie sich eilig zurück, und zwischen den Fliehenden quillt es schwarz und grell gemustert hervor: die Mammies in ihrer Pracht, bunte Kenyahemden jüngerer Männer, schrilles Gelächter. Auch der Tanz, der jetzt beginnt, sieht recht anders aus als das, was die Europäer gerade noch geboten haben: die Füßen rühren sich kaum vom Fleck; die Hauptamplitude der

Bewegung liegt in der Hüftregion, die sich in sanften Schwingen selbstständig gemacht zu haben scheint, mehr seitwärts bei den Frauen, mehr vor und zurück bei den Männern...

Ja! Die sexuelle Komponente der Tänze ist überwältigend deutlich, viel deutlicher als bei den Schulmädchen heute morgen, obwohl sich die Partner kaum berühren oder überhaupt nicht. Richard Kandt, der erste europäische Reisende auf dem Westufer des Kivusees und später der erste deutsche Gouverneur von Rwanda, hat sie so umschrieben: ‚Man behauptet vom bayerischen Schuhplattler, er sei eine Nachahmung balzender und tretender Auerhähne, und auch die Tänze der Neger ahmen naiv und ihres Ursprungs unbewußt ein Balzen und Treten nach. Aber nicht von Auerhähnen.‘ Allerdings gibt es unendlich viele Abstufungen von zarten Imitationen dieser Verhaltensformen bis zu gewissen Tänzen der Luba, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Es ist jedoch eine viktorianisch-wilhelminische Verkennung der Schwarzafrikaner, anzunehmen, es sei ihnen unbewußt, was sie da tanzen. Dazu ist das Sexuelle viel zu tief in ihrem Sinnen und Trachten verankert. Auch die Gesichter der Tanzenden spiegelt es wieder, der Frauen zumal, aus deren blicklosen, leicht verschleierten Augen sinnliche Freude am weichen Ausschwingen leuchtet, ohne daß sie freilich besonders auf den Partner bezogen zu sein scheint.

Diese Tänze sind vollkommen natürlich, frei von jeder obszönen oder geilen Note. Man empfindet sie immer als harmonisch und schön, auch die derbsten unter ihnen. Der Neuling in Afrika ist allerdings erschüttert, wie selbstverständlich sich hier auch Leute austanzen, die er als nüchtern und zurückhaltend kennengelernt hat, selbst solche, die ihm mehr europäisch als afrikanisch vorgekommen sind. Und es geht uns mit diesen Tänzen nicht viel anders als mit der Musik: sie erscheinen uns bald eintönig, endlose Repetitionen eines zwar interessanten, aber doch schnell sattfam bekannten Themas, ohne Steigerung und ohne *Ritardando*, und im Lauf des Abends kann uns die Überdosis an Sex auch einmal zuviel werden. Man ist nicht unzufrieden, wenn die Weißen wieder auf der Bildfläche erscheinen mit ihren harmlosen, vordergründigen, aber doch wenigstens abwechslungsreichen Tanzfiguren und ihrer naiven Erotik, die nach diesen elementaren Ereignissen auch in der gewagtesten Form einfach rührend wirkt.

Es finden sich immer nur wenige Tapfere, die die Schranken der Tanzstile überqueren und eine Runde mit einem Partner der anderen Hautfarbe versuchen. Leicht ist das nicht. Dem weißen Partner scheinen die Füße zusammengebunden, während der schwarze kein rechtes Echo auf sein freundliches Hüftenschwingen findet und wie eine Heuschrecke übers Parkett hüpfen soll. Die Kompromißfiguren sind meistens sehr komisch, wenigstens für die Zuschauer.

So unbefangen die Hüften herumzuschwingen wie ein Afrikaner, das traut sich so leicht kein *Mzungu*, wenigstens solange andere Weiße zuschauen. Ob man sich wenigstens so weit in

den Kinshasarhythmus hineinfallen lassen kann, ohne daß eine schwarze Partnerin dauernd erschrickt? Daß sie sich ungestört ihrer Trance hingeben kann? Sich einmal so energielos hängen und treiben lassen wie ein Afrikaner und sein Tanzerlebnis wenigstens von weitem nachvollziehen, das sollte man doch fertigbringen. Aber hier auf diesem Fest sehe ich niemand unter meinesgleichen, der es kann. Alle sind sie auch beim Tanzen am Werke.

Ich kann's auch nicht. Aber soviel ‚Bantu‘ möchte ich doch wenigstens für kurze Zeit sein können, daß ich es könnte.